

LILY.....
BRETT.....
CHUZPE.
ROMAN..



SUHRKAMP

suhrkamp
pocket

Ruth kann nicht begreifen, daß ihr Vater Edek weit davon entfernt ist, einen ruhigen Lebensabend zu verbringen. Statt dessen beginnt der muntere Siebenundachtzigjährige ein Verhältnis mit der (viel zu jungen, wie Ruth findet) Polin Zofia (69). Als Edek zusammen mit Zofia und deren Freundin Walentyna auch noch ein Restaurant an der Lower Eastside eröffnen will, das auf polnische Fleischbällchen spezialisiert ist, bangt Ruth gleichermaßen ums Erbe und um ihre Nerven.

Lily Brett, geboren 1946 in Deutschland, wuchs in Australien auf und lebt seit einem Vierteljahrhundert in New York. Die Journalistin und Autorin zahlreicher Romane ist mit dem Maler David Rankin verheiratet und hat drei Kinder. Im suhrkamp taschenbuch sind zuletzt erschienen: *Immer noch New York* (st 4635) und *Lola Bensky* (st 4702).

Lily Brett
Chuzpe

Roman

Aus dem Englischen
von Melanie Walz

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2005 unter dem Titel
You Gotta Have Balls
bei Picador by Pan Macmillan Australia.

*Für David, meinen Liebsten, und für Virginia Lloyd und ihren
geliebten Ehemann John Gallagher, 1956-2004*

Erste Auflage 2017
suhrkamp taschenbuch 4816
Suhrkamp Verlag Berlin
© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag
Frankfurt am Main 2006
© 2005 Lily Brett
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck und Bindung: Kösel, Altusried
Umschlagfoto: Nonstock/Jupiterimages
Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, nach einem Entwurf
von Regina Göllner und Hermann Michels
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-46816-6

Chuzpe

Erstes Kapitel

»Warum redest du über Männer und ihre Intelligenz?« war eines der ersten Dinge, die Sonia Kaufman zu Ruth Rothwax sagte, als sie sich vor etwa zehn Jahren kennengelernt hatten. »Warum redest du über Männer und ihre Intelligenz? Du solltest über die Wechseljahre reden. Die stehen vor der Tür.« Ruth hatte lachen müssen. Ruth und Sonia waren gleich alt. Vierundfünfzig. Sie waren beide in Australien aufgewachsen, sich aber erst in New York begegnet. Sonia war Anwältin für Urheberrecht in einer großen Anwaltskanzlei. Ihr Ehemann war Seniorpartner in derselben Kanzlei.

Ruth hatte eine eigene Firma. Einen Briefservice. Sie hatte Kunden in New York, in Los Angeles, in Boston und in Washington. Als sie Rothwax Correspondence eröffnete, hatte man ihr erklärt, das würde nie und nimmer gutgehen. Das war vor fünfzehn Jahren gewesen. Inzwischen hatte sie mehr Firmenkunden, als sie bedienen, und mehr Privatkunden, als sie sich wünschen konnte.

Worte zusammenzufügen erfüllte Ruth mit tiefer Befriedigung. Ein Teil der Befriedigung rührte daher, daß man Worte kontrollieren konnte. Wenn man ihnen eine Reihenfolge verlieh, behielten sie diese Rei-

henfolge bei. Sie machten keine unerwarteten Ausfälle. Sie verwandelten sich nicht plötzlich in Fremde oder nahmen Tangostunden.

Sonia verbrachte ihre Tage damit, herauszufinden, wem welche Ideen, Farben, Bezeichnungen, Gedanken und Worte gehörten. Ruth dachte sich, daß Sonia ruhig etwas mehr auf ihre eigenen Gedanken und Worte achten könnte.

»Probier meine Lammwurst mit Fenchel«, sagte Sonia. »Schmeckt köstlich.« Ruth und Sonia frühstückten im Coco's an der 12th Street.

Lammwurst mit Fenchel? Wie konnte Sonia nur Lammwurst mit Fenchel zum Frühstück essen, dachte Ruth.

»Nein, danke«, sagte sie.

»Warum ißt du nicht vernünftig?« sagte Sonia. »Du hast fünf Getreidekörner und sechs Obststückchen auf deinem Teller. Iß Eier mit Schinken oder den Steak-Kartoffel-Auflauf.«

»Du redest wie mein Vater«, antwortete Ruth.

»Dein Vater ist völlig in Ordnung«, sagte Sonia.

»Anderer Leute Väter sind immer in Ordnung«, sagte Ruth. »Außerdem kann ich kein rotes Fleisch essen. Es erinnert mich an brennendes Fleisch.«

»Werd endlich erwachsen!« Sonia wurde beinahe laut. »Deine Eltern waren in Auschwitz, na und? Meine Mutter war in Theresienstadt, und ich kann gebackenes Hirn essen, geschmorte Nieren, gehackte

Leber und alle möglichen Beine, Köpfe, Hälse und Füße. Du kannst nicht so auf den Holocaust fixiert bleiben.«

»Ich bin überhaupt nicht auf den Holocaust fixiert«, sagte Ruth.

Immerhin, dachte sich Ruth, war Sonia eine der wenigen Frauen in New York, die keine wie auch immer geartete Eßstörung hatten. Fast keine der Frauen aus Ruths Bekanntschaft hatte eine unbeschwerte Haltung zum Essen, wenn auch das Ausmaß der Störungen unterschiedlich war. Männer waren anders. Männer gingen ins Restaurant. Bestellten, worauf sie Lust hatten. Und aßen es. Genau wie Sonia. Sonia studierte nicht stundenlang voller Furcht und Zögern die Speisekarte. Und jammerte nicht im Anschluß an eine Mahlzeit über das, was sie gegessen hatte. Sonia aß einfach.

Ruth versuchte sich zu verteidigen. »Ich weiß eine Menge über Essen und Ernährung«, sagte sie. »Forschungsergebnisse belegen, daß der Genuß dunkler Schokolade das Risiko von Blutgerinnseln mindert und die Blutgefäße entspannt.«

»Damit deine Blutgefäße sich entspannen könnten, bräuchte es intravenöse Valiumgaben«, antwortete Sonia. »Es ist nicht normal, so etwas über Schokolade zu wissen und auf den Holocaust fixiert zu sein.«

Aber was war schon normal? Wetterkarten und

-vorhersagen verwendeten gern das Wort »normal«. Sie maßen Normalität. Wetterkarten konnten einem die durchschnittliche tägliche Abweichung von der Norm des Monats oder Jahres angeben. Ruth wäre gern in der Lage gewesen, die durchschnittliche tägliche Abweichung von ihrer eigenen Norm zu messen.

»Viele Dinge sind nicht normal«, sagte Ruth. »Viele Dinge, die normal sind, sollten es nicht sein. Wenn man abends die Nachrichten sieht, könnte man meinen, daß die Welt von Männern beherrscht ist. Und man hätte recht. Aber das ist nicht normal. In einer Nachricht nach der anderen gehen weiße Männer mittleren Alters über die Straße, stehen am Pult oder sitzen am Tisch. Sie halten Reden und Ansprachen. Sie dozieren. Sie attackieren. Sie loben. Sie erklären. Wo sind die Frauen? Nicht zu sehen. Und nicht an der Macht. Wenn eine Frau in eine Machtposition gelangt, ist das eine Riesensache. Es ist eine Riesensache, daß wir Condoleeza Rice haben. Es war eine Riesensache, als es Golda Meir gab. Und das ist fünf- unddreißig Jahre her. Und wer ist schuld daran?« fragte Ruth, ein bißchen außer Atem, und sah Sonia an.

»Die Männer«, antwortete Sonia.

»Nein«, sagte Ruth. »Männer sind vernünftig. Sie wissen, was sie wollen. Und sie wissen, wie sie es bekommen. Ihre Hirne sind nicht vernebelt und mit

sinnlosem Zeug verklumpt und verstopft. Sie sind nicht bis zum Rand voll mit Selbsttäuschungen über ihre Liebenswürdigkeit, ihre Nettigkeit oder zwölf verschiedene Diäten. Frauen sollten miteinander sprechen. Ehrlich. Sie sollten einander vertrauen. Statt einander in Stücke zu reißen. Sie sollten Informationen, Kontakte, Erfahrungen und Intimes austauschen.«

Ruth hatte den Eindruck, daß das Intime im großen und ganzen von dringenderen Bedürfnissen abgelöst worden war. Karriereschritte, Konferenzen, Elternschaft, Wohnungseinrichtung oder Hauskauf schienen größere Gefühlsregungen auszulösen als Orgasmen. Und richtig wichtig waren meistens Firmenpolitik, Immobilientransaktionen, Scheidungsverhandlungen oder sportliche Aktivitäten. Nicht Vorspiel. Oder Libido.

Ruth machte sich Sorgen über ihre Libido. Sie war der Ansicht, daß man eine Libido leicht verlieren konnte. Leichter als Handschuhe oder Regenschirme. Handschuhe und Regenschirme konnte man im Auge behalten. Eine Libido dagegen konnte man verlegen, ohne es zu merken. Jahrelang. Und selbst wenn man sich Sorgen über die eigene Libido machte, konnte man nicht darüber sprechen. So etwas war kein geeignetes Gesprächsthema. Man konnte nicht über eine verlegte Libido plaudern, wie man über ein weggelaufenes Haustier plaudern konnte. Und

außerdem wurde dieser Verlust von anderen nicht einmal bemerkt. Im Unterschied zu Gewichtsverlust. Oder Haarausfall.

»Frauen müssen Erfahrungen und Intimität teilen«, wiederholte Ruth.

»Was für eine Intimität?« fragte Sonia.

»Jede Art von Intimität«, sagte Ruth.

»Ich kenne keine einzige Frau, der es leichtfiele, über Sex zu sprechen«, antwortete Sonia. »Jedenfalls keine verheiratete Frau.« Sie schwieg. »Wahrscheinlich weil sie von dem Sex, den sie haben, nicht besonders begeistert sind«, sagte sie. »Sex zwischen Ehepartnern ist nur ein Thema unter vielen in ihrem Alltag. Wie Rechnungen bezahlen oder den Abfall rausbringen. So utilitaristisch und alltäglich wie Geschirrspülen. Und genauso mechanisch. Zwei Minuten nachdem man angefangen hat, ist es schon wieder vorbei. Er hat ejakuliert. Du hast gestöhnt. Für einen Augenblick hattet ihr beide vergessen, was ihr im Fernsehen gesehen habt oder was im Büro los war oder daß ihr eines der Kinder oder den Partner eben noch am liebsten erschlagen hättet. Eine halbe Stunde später schläfst du oder denkst wieder über das Kind oder das Büro nach. Die Entfernung, die ihr überbrückt hattet, um nicht an die häßlichen Socken oder Unterhosen oder an die sonderbaren Eßgewohnheiten zu denken, ist wieder da. Die Entfernung, die ihr überbrückt hattet, um einander na-

he zu sein, ist wieder da. Die einzige Möglichkeit, mehr als das zu haben, besteht darin, sich einen Liebhaber zu nehmen. Das habe ich jahrelang getan. Aber ich kann es nicht mehr. Es ist zu schwierig, Ehefrau, Mutter und Geliebte zu sein. Ehefrau und Geliebte habe ich schon kaum unter einen Hut gebracht. Es war einfach zu schwierig, den Überblick zu behalten. Ganz zu schweigen davon, daß so etwas mit Kindern schlicht unmöglich ist. Schließlich kann man nicht Cornflakes einkaufen und gleichzeitig daran denken, wie der Geliebte riecht. Das geht einfach nicht.«

Sonia sah bedrückt aus. Ihr normalerweise geradegeschnittenes glattes Haar war zerraut.

Ruth war beunruhigt. Sonia tat ihr leid. Ruth war sich nicht sicher, daß Sex oder die Frage, wie häufig man Sex hatte, einen verlässlichen Maßstab des Eheglücks bildete. Es spielte so vieles mit hinein. Sie fand, daß sie eine glückliche Ehe führte. Sie wußte, daß sie Garth liebte. Aber Liebe war etwas so Nebulöses. Man konnte einen anderen aus so vielen falschen Gründen lieben. So viele Irrtümer konnten Eingang in die Liebe finden und fanden ihn auch. So viele Ablenkungen. Und so viel Zerstörung. Man konnte einen anderen lieben, weil er es einem ermöglichte, sich schlecht zu fühlen oder überfordert oder überfahren oder sicher oder überlegen. Man konnte einen anderen als äußerst praktischen Ersatz für Eigenliebe lieben.

Man konnte einen anderen als Ersatz für so vieles lieben. Gutes wie Schlechtes. Woher wollten die Leute wissen, warum sie die liebten, die sie liebten? Ruth hatte ihr halbes Erwachsenenleben auf der Analytikercouch verbracht und ein halbes Vermögen ausgegeben, um ihr Leben zu meistern. Und sie kam jetzt besser damit zurecht. Völlige Klarheit hatte sie nicht. Man sollte meinen, daß man für so viel Geld völlige Klarheit erwarten könnte. Sie wußte, daß ihr Herz noch immer einen Sprung tat, wenn sie abends nach Hause kam und Garth sah. Sie glaubte, daß das ein gutes Zeichen war. So gut wie Sex. Sie war immer der Ansicht gewesen, daß Sex vollkommen sein müsse. Vollkommen in seinen Abständen. Vollkommen in seiner Ausführung. Aber Vollkommenheit war ein so wenig greifbarer Zustand. So variabel. Wenn es ihn überhaupt gab, war er zweifellos von kurzer Dauer. Ruth hatte den Eindruck, daß es Zeiten gab, in denen Sex vollkommen erschien. Und das, dachte sie, war vermutlich oft genug der Fall.

»Glaubst du wirklich, daß Männer vernünftig sind?« fragte Sonia.

»Ja«, sagte Ruth. »Sehr vernünftig sogar. Männer wissen, daß es in ihrem eigenen Interesse ist, andere Männer zu unterstützen, auch wenn sie diese anderen Männer zufällig zutiefst verabscheuen. Männer sind anderen Männern gegenüber keine Giftspritzen

und kratzen ihnen nicht die Augen aus. Männer gehen mit sich selbst wesentlich würdevoller um.«

Die Vorstellung von Männern, die mit sich selbst umgingen, würdevoll oder nicht, beschwor in Ruth das falsche Bild herauf. Sie versuchte es wegzublitzeln.

»Frauen sind so aggressiv, so konkurrenzbewußt«, sagte Ruth. »Und Frauen sind glücklich, wenn andere Frauen unglücklich sind. Sie können es kaum abwarten, einen lautstark zu bemitleiden, wenn man unglücklich ist. Du suchst eine Freundin? Nimm zu, verlier deinen Job, bekomme Krebs – oder vielleicht lieber etwas weniger Schreckliches wie Gürtelrose oder Gesichtslähmung. Krebs kann für Freundinnen sehr belastend sein.

Männer sind aufrichtiger in ihren Freundschaften. Sie legen nicht beleidigt den Hörer auf. Sie führen keine Kleinkriege oder sprechen monatelang nicht miteinander wegen irgendwelchen Unsinns. Männer weinen nicht wegen etwas, was ein anderer Mann gesagt hat. Oder hassen ihn jahrelang dafür.«

»Ich sage es nicht gern«, sagte Sonia, »aber ich fürchte, du hast recht.«

»Ich fürchte es auch«, sagte Ruth. »Männer sind so clever. Der durchschnittliche schwer depressive, halbverblödete, fast hirntote Mann ist immer noch wesentlich cleverer als die meisten Frauen.«

Sonia mußte lachen.

»Ich habe mir überlegt, eine Frauengruppe zu gründen«, sagte Ruth. »Eine kleine Gruppe von cleveren Frauen, die sich füreinander interessieren und gemeinsam mehr bewirken. Für sich selbst. Und für andere Frauen.«

»Du überlegst dir, eine Frauengruppe zu gründen?« sagte Sonia. »An welche Frauen hast du gedacht?«

»Ich weiß nicht«, sagte Ruth. »Was meinst du?«

Ein bißchen hatte Ruth ihre Idee selbst überrascht. Und nicht weniger überrascht war sie von der Heftigkeit ihrer Hoffnungen und der Dringlichkeit ihres Anliegens. Sie hatte zwar noch keine Frauen angesprochen, das erste Treffen jedoch bereits sorgfältig geplant. Und hatte beschlossen, daß es in ihrem Loft stattfinden sollte.

Sie hatte sogar den Ablauf skizziert. Zuerst sollte jede Frau sich kurz vorstellen, höchstens fünf Minuten lang. Ruth hoffte, daß alle so intim und ehrlich wie möglich von ihrem Leben erzählen würden. Daß sie mehr erzählen würden, als sie bei einer Cocktail- oder Dinnerparty erzählen konnten oder wollten. Gut wäre es auch, wenn die Frauen sagen würden, warum sie sich der Gruppe angeschlossen hatten. Nach der Vorstellung wäre vielleicht eine Runde von Fragen und Antworten angebracht, die erlaubte, auf das Gesagte einzugehen. Ruth wollte vorschlagen, daß die Gruppe eine Liste von Themen zusammentrug, die

bei künftigen Treffen erörtert werden sollten. Zwei Themen pro Abend waren denkbar. Und eine Stunde pro Thema.

Und sie hatte sich den Vorschlag notiert, daß die Gruppe vielleicht eine halbe Stunde monatlich für Mitglieder reservieren sollte, die gezielte Hilfe benötigten. Hilfe in Form von Kontakten, von Rat. Hilfe wobei auch immer. Sie schrieb eine Reihe von Regeln für die Treffen auf und nahm sich vor, sie Richtlinien zu nennen. Ruths Regeln waren einfach. Wenn jemand sprach, sollten die anderen den Mund halten. Bemerkungen sollten sich an alle richten, nicht an die Sitznachbarin oder an ein Splittergrüppchen. Ruth hielt es für wichtig, daß alle hörten, was jede zu sagen hatte. Und daß jede Versammlung von jemandem geleitet wurde. Beschränkung der Redezeit nicht zu vergessen. So wäre gewährleistet, daß die redefreudigeren Mitglieder nicht die ganze Versammlung für sich beanspruchten und daß jede die Möglichkeit hatte, das Wort zu ergreifen. Sie stellte sich vor, daß man jede Versammlung mit einem dreiminütigen Statement jedes Mitglieds über die vorausgegangene Versammlung beginnen könnte. »Bin ich zu diktatorisch?« schrieb sie auf ihr Blatt Papier. Sie hatte sich vorgenommen, Sonia diese Frage nicht zu stellen.

»Wie kommst du ohne Garth zurecht?« fragte Sonia.

»Ich glaube, ganz gut«, sagte Ruth.

»Er hat dich erst vor einer Woche verlassen«, sagte Sonia.

»Er hat mich nicht verlassen. Er ist nicht da«, sagte Ruth. »Verlassen klingt wie verlassen.«

»Er hat dich verlassen«, sagte Sonia lauter als nötig. »Er ist außer Landes.«

Garth war in der Woche zuvor nach Australien geflogen. Garth war Maler. Er hatte Ausstellungen in Amerika, Australien, England, Deutschland, Österreich, in der Schweiz, in Frankreich, Mexiko, China und Indien. Er war mit einem großen Auftrag für ein Weingut in der Nähe von Melbourne beschäftigt. Drei Wandgemälde und ein komplizierter Fußboden. Das Fußbodenmuster basierte auf einem Gemälde von Garth und bestand aus dünnen Holzscheiben eines hundertundzehn Jahre alten Eukalyptusbaums, versetzt mit kleinen Flußkieseln und in Zement gegossen.

Garth malte jeden Tag. Sieben Tage in der Woche. Er malte tagsüber und arbeitete oft nachts in seinem Atelier. Das Wichtigste in Garths Leben, dachte Ruth, waren seine Bilder und sie. Alles andere mußte sich das teilen, was übrigblieb.

Von sich selbst konnte sie das nicht behaupten. Sie liebte Wörter. Sie liebte es, Sätze zu bilden. Wenn sie schrieb, war sie glücklicher als bei jeder anderen Tätigkeit, mochte das Thema noch so zäh sein. Trotzdem hatte sie sehr viel Freiraum für Zweifel, Sorgen,

Ängste und für ihre drei Kinder. Sie war eine überängstliche Mutter gewesen. Immer wieder erklärte sie ihrem Sohn, daß er als Kleinkind besser weniger von ihr bemuttert worden wäre. Er lachte darüber. Aber sie meinte es ernst. Niemand konnte eine Mutter brauchen, die sich ständig um einen kümmerte. Die einen betüttelte und nachfragte und diskutierte und zuhörte. Unaufhörlich. Und überflüssig.

»Weißt du, was für ein Glück du mit ihm hast?« hatte eine Frau nach der anderen über Garth zu Ruth gesagt. »Weißt du eigentlich, was für ein Glück du hast?« hatte erst kürzlich auf einer Cocktailparty eine Frau dauernd wiederholt. Die Wiederholung hatte Ruth den Eindruck vermittelt, sie wäre sichtbar und unheilbar krank. Als ob sie nichts als eine Last wäre, wenn nicht gar ein offenkundiger Fall für die Fürsorge. Soweit sie wußte, hatte noch nie jemand zu Garth gesagt, was für ein Glück er mit ihr hatte. Sicherlich war sie der Ansicht, daß es ein Glück für sie war, Garth zu haben. Er war sehr klug und sehr nett. Und sehr lustig. Vielleicht hatte sie Glück, überhaupt jemanden zu haben. Als Teenager hatte sie im Leben nicht damit gerechnet. Es war komisch, daß solche Empfindungen einen nie verließen. Daß der dicke Teenager nie verschwand. Garth sagte oft zu ihr, welches Glück es für ihn war, sie zu haben. Sie war ihm immer dankbar, daß er so dachte.

Garth würde vermutlich ein halbes Jahr lang fort